

# Die Aufdrängung Schauspiel

## Die Aufdrängung

---

Von Ariane Koch

In einer Fassung von Marie Bues und Michael Gmaj

---

## Uraufführung

---

1 Stunde 40 Minuten ohne Pause

---

With English surtitles

---

Frau – Elmira Bahrami, Carina Braunschmidt, Vera Flück  
Gast, Stimme des touristischen Leiters – Raphael Clamer

---

Inszenierung – Marie Bues

Bühne – Pia Maria Mackert

Kostüme – Claudia Irro

Musik – Anton Berman

Lichtdesign – Mario Bubic

Dramaturgie – Michael Gmaj

---

Regieassistenz / Abendspielleitung –

Friedemann Baumgarten

Bühnenbildassistenz – Jana Furrer / Kristel Khan

Kostümassistenz – Viet Thanh Tran

Inspizienz – Martin Buck

Soufflage – Agnes Mathis

Regiehospitantz – Judith Gebert

Übertitleinrichtung – Luisa Donnerberg / Panthea

Übertitelsteuerung – Alma Herrmannn / Sina Friedli

Bühnenmeister – Andreas Müller,  
Benjamin Büchel (in Ausbildung)  
Ton – Jan Fitschen, Ralf Holtmann  
Video – Julian Gresenz, Calvin Lubowski  
Requisite – Valentin Fischer, Manfred Schmidt,  
Regina Schweizer  
Maske – Carmen Fahrner  
Ankleidedienst – Mario Reichlin (Teamleitung),  
Adrienne Crettenand, Yannick Gasser, Idil Mercan,  
Désirée Müller, Isabelle Schindler

---

Die Ausstattung wurde in den hauseigenen Werkstätten  
hergestellt.

---

Technischer Direktor – Joachim Scholz  
Technischer Leiter Schauspielhaus – Carsten Lipsius  
Leitung der Beleuchtung – Roland Edrich  
Leitung Tonabteilung – Robert Hermann, Stv. Jan Fitschen  
Leitung Möbel/Tapezierer – Marc Schmitt  
Leitung Requisite/Pyrotechnik – Mirjam Scheerer  
Leitung Bühnenelektrik – Stefan Möller

---

Werkstätten-/Produktionsleitung – René Matern,  
Oliver Sturm, Gregor Janson  
Leitung Schreinerei – Markus Jeger, Stv. Martin Jeger  
Leitung Schlosserei – Joel Schwob, Stv. Tobias Schwob  
Leitung Malsaal – Oliver Gugger, Stv. Andreas Thiel  
Leitung Bühnenbildatelier – Marion Menziger

Leitung Kostümabteilung – Karin Schmitz, Stv. Anna Huber  
Gewandmeister Damen –  
Mirjam von Plehwe, Stv. Gundula Hartwig, Antje Reichert  
Gewandmeister Herren – Ralph Kudler, Stv. Eva-Maria Akeret  
Kostümbearbeitung/Hüte –  
Rosina Plomaritis-Barth, Liliana Ercolani  
Kostümfundus – Murielle Véya, Olivia Lopez Diaz-Stöcklin  
Leitung Maske – Elisabeth Dillinger-Schwarz

---

Aufführungsrechte Suhrkamp Verlag AG, Berlin

---

Uraufführung am 27. Januar 2023, Schauspielhaus

---

Mit freundlicher Unterstützung durch den Theaterverein Basel



## Die Angst vor dem Gast

Die Schweiz gilt als Land, das Internationalität schätzt. Expats werden aus wirtschaftlichen Gründen mit offenen Armen empfangen, Geflüchtete aus politischen Gründen fanden und finden in der Schweiz eine neue Heimat und haben neue Leben aufgebaut. Niemand wird die Wellen von Geflüchteten aus Ex-Jugoslawien vergessen, die seit den 90er Jahren die Schweizer Gesellschaft massiv geprägt und verändert haben. Laut dem Bundesamt für Statistik hatten 2021 39% der ständigen Wohnbevölkerung in der Schweiz einen Migrationshintergrund, 31% in der 1. Generation. Ich selbst kam unfreiwillig in die Schweiz, 1983, als Kind politischer Flüchtlinge, ohne mich jemals für die Schweiz hätte entscheiden können. Macht das nun die Schweiz besonders gastfreundlich? Nicht ohne Grund ist die Schweiz stolz auf ihre lange Tradition als Einwanderungsland. Doch im Alltag sieht die Situation anders aus. Vielen Fremden wurde und wird mit Distanz und Misstrauen begegnet. Aber wieso sollte es hier anders sein als im Rest der Welt. Schon im antiken Griechenland galt der Fremde als «Barbaros», dem alle zivilisatorischen und somit menschlichen Eigenschaften, die die Griechen für sich selbst beanspruchten, abgesprochen wurden. Der Fremde hatte nichts Positives an sich, die Beziehung zu ihm war eine Nicht-Beziehung, er war noch nicht mal das, als was er in Frage stand: ein Glied der Gruppe selbst. Von Anfang an ist der Fremde verdächtig, der allein daherkommt. Er hat sich aus seiner ebenfalls geschlossenen Gruppe gelöst und sich auf den Weg in die Fremde oder auf «althochdeutsch», in «Elend» begeben. Vielleicht wurde er verstossen, womöglich hatte er einen Fluch auf sich gezogen? Wenn seine eigenen Angehörigen

ihn nicht dulden wollen, dann hat die neue Gruppe, zu der er stösst, guten Grund seine Unheil bringende Nähe aus Vorsicht zu meiden. Er ist in einem Zwischenbereich gefangen. Das geltende Recht seiner Herkunft schützt ihn nicht mehr, er hat aber als Aussenstehender an den Rechten seiner neuen Umgebung keinen Anteil. Zumindest nicht vollumfänglich. Der Philosoph Jochen K. Schütze schreibt zum Fremden: «Der Fremde ist fremd, weil es fremd ist. Es ist fremd, solange es fremd bleibt. Wenn man es anerkennt, hat man es schon überwunden. Der Begriff des Fremden besagt, dass es sich uns nicht erschliesst, ohne seine Fremdheit aufzugeben. Wir brauchen es aber als Fremdes, um uns zu unterscheiden, um uns gemeinsam mit anderen als Menschen zu verstehen.»

Doch die Vorsicht, die in der Geschichte vor allem Händlern, Bettlern, Fahrenden und Schutzfliehenden entgegengebracht wurde, bleibt eine Ausnahme. Der Wille zum Austausch überwand in der Regel jegliche Bedenken. Man wollte von den Ankommenden nicht nur in Erfahrung bringen, wer sie sind, sondern auch, was sie erlebt haben, was in der Welt vorgeht, was dort anders ist. Wollte der Gast unter dem Dach seines Gastgebers bleiben und in den Kreis der Bewohner aufgenommen werden, musste er beweisen, dass von seiner Seite nichts Bedrohliches zu befürchten war. Die Frist, Fremdheit abzulegen, war oft kurz bemessen. Zwei Tage Gast, vom dritten Tag an Hausgenosse war ein altgermanischer Rechtssatz, der auch an anderen Orten ähnlich herangezogen wurde. Unter anderem bedeutete er, dass die Aufgenommenen nach zwei Tagen dazu eingeladen waren sich an den täglichen Arbeiten zu beteiligen. Das erinnert an die Flüchtlingslager, die während des 2. Weltkriegs in der ganzen Schweiz aufgebaut wurden. Die Abweisung an der Grenze bedeutete für Verfolgte oft den sicheren Tod. Doch viele wurden auch eingelassen und waren bereit, Arbeit zu leisten für den entgegengebrachten Schutz. Die Schweiz hatte Mangel an Arbeitskräften. Viele Schweizer

Männer leisteten Aktivdienst an der Grenze. Die Lager waren kein Akt Schweizer Humanität, sie waren ein berechneter Gewinn für beide Seiten. Die Geretteten wollten sich nützlich machen und fanden Betätigung, z. B. in der Kirschernte, Weinlese oder beim Kartoffelanbau. Die Berichte über systematische Korruption, Missbrauch durch die Lagerleitung wurden oft erst Jahre später öffentlich. Wer mochte es sich schon mit den Rettern verscherzen in den ersten Monaten seiner Ankunft? Ein mahnendes Beispiel ist der jüdische Sänger Joseph Schmidt, dem die Flucht in die Schweiz gelang. Er arbeitete schwer erkrankt in einem Lager im Zürcher Oberland. Als sich sein Zustand weiter verschlechterte, untersuchte ihn ein Zürcher Chefarzt, Diagnose: Simulant. Es wurde vermutet, er wolle sich dem harten Lageralltag entziehen. Nur wenige Tage später starb er. «Eine Schande für die Schweiz», titelten die Basler- und Thurgauer Arbeiterzeitungen.

Heute sind die Vorgänge zivilisierter. Doch muss ein Gast in der Schweiz fünf oder zehn Jahre warten und nicht auf Sozialhilfe angewiesen sein, bis er sich offiziell niederlassen darf und die unbeschränkte Aufenthaltsbewilligung C erhält – im Vergleich mit der EU oder anderen Staaten umständlich und lange. Warum sind gerade die Schweizer:innen so zurückhaltend im Umgang mit den Fremden? Ist es deren hoher Anteil an der Gesamtbevölkerung, der bedrohlich erscheint? Ich selbst bin in der Schweiz zur Schule gegangen in Klassen, in der Schweizer in der Minderheit waren. Das mag man zuerst kritisieren. Heutzutage meiden sogar viele Eltern, ihre Kinder an Schulen in Quartieren zu schicken, die einen hohen Ausländeranteil aufweisen. Die Angst ist gross, ihre Kinder würden nicht die gleiche Qualität schulischer Bildung erhalten wie anderswo lebende Altersgenossen. Motiviert wird das durch Vorurteile, dass Kinder ausländischer Familien eben nicht so schnell vorankommen, wie die eigenen. Was dabei unterschätzt wird, ist der Reichtum an interkulturellem Austausch, der verloren geht.

In meinem Schulalltag war die Flüchtlingsgeschichte normal, jede:r hatte über sich oder seine Eltern etwas zu erzählen. Es ging aber nicht um Traumata, nicht um Kriegserzählungen oder abenteuerliche Grenzübertretungen, all das sind klisierte Bilder von Geflüchteten. Flucht produziert nicht automatisch Armut und schon gar nicht schlechte Bildung. Flucht produziert auch Erfahrung, geistigen Reichtum, Anpassung, formt Menschen auch im Guten. Im Sammelbecken Schweiz treffen Menschen mit aussergewöhnlichen Hintergründen aufeinander. Spannend war z. B. der Austausch mit dem kambodschanischen Freund, dessen Eltern vor den Roten Khmer flüchten mussten und der einer der besten Mathematikschüler war oder der junge Pianist aus Singapur, zum Studium in der Schweiz, der sich mittlerweile hier niedergelassen hat und mir die Basics von Musiktheorie beibringen konnte oder die Tochter eines nordirischen Politikers aus Belfast, mit der ich hinter der Kirche meinen ersten Kuss austauschte. Die Erlebnisse der Familien sind nicht unbedingt die Geschichten ihrer Kinder, die sie in der Schweiz als Fremde und doch Beheimatete, als Zwitterwesen, neu schreiben. Identitätsstiftend für sie alle ist die Sprache, das Schweizerdeutsch. Wenn ich Baseldytsch spreche, dann ist mir eine Basler:in, egal welcher Herkunft, wesentlich näher, als eine Berner:in oder Zürcher:in. Die Schweiz hat mit ihrer Sprachen- und Dialektvielfalt einen nicht zu verkennenden Vorteil in der Integration junger Menschen, von dem andere Länder nur träumen können. Die Ghettoisierung findet auch hier statt, hat es aber deutlich schwerer. Schnell kommen wir hier auch zum Begriff der «Willensgemeinschaft», der in der Schweiz hochgehalten wird. Ein Begriff, den man neu deuten und erweitern müsste, wie einige Politiker:innen schon seit Jahren fordern. Der Begriff könnte für eine Gemeinschaft an Menschen unterschiedlicher Herkunft stehen, die alle an die gleichen Werte glauben und das gleiche Verständnis von Demokratie teilen. Das Einwanderungsland Schweiz könnte so viel

mehr sein, als eine von Angst getriebene Gesellschaft, die neu Angekommene zehn Jahre warten lässt, bis sie die Möglichkeit erhalten, sich einbürgern zu lassen. Erst nach der amtlichen Prüfung und einem bestandenen Test haben diese neuen Schweizer:innen mit Migrationshintergrund, die Möglichkeit sich aktiv am politischen Leben zu beteiligen. Damit wird einem Viertel der dauerhaft in der Schweiz lebenden Bevölkerung jegliche politische Teilhabe verwehrt. Bei der Frau in Ariane Kochs Debütroman ist es umgekehrt. Sie nimmt einen Gast bei sich auf, da sie eine Fachperson benötigt, um aus ihrer selbst geschaffenen Enge, aus ihrer Heimat, auszubrechen. Ihre Erzählung über den Gast wird zum Machtinstrument, das mit voller Kraft zurückschlägt, als sie sich bewusst wird, dass der Gast sie jederzeit verlassen kann. Ihre Sprache der Regeln und Zuschreibungen erzählt schlussendlich viel mehr über sie selbst als über den Gast, der uns als changierendes, anarchisches Wesen in Erinnerung bleibt, das wir nie richtig zu fassen kriegen. Haben wir etwa Angst vor dieser Uneindeutigkeit?

Michael Gmaj





## Gespräch mit der Autorin Ariane Koch

Michael Gmaj: Was hat dich zum Schreiben deines ersten Romans *«Die Aufdrängung»* inspiriert?

Ariane Koch: Ich war eine Zeit lang sehr viel «zu Gast». Aus dieser persönlichen Erfahrung, die ich gemacht habe, begann ich mich dafür zu interessieren, wieviel sich zwischenmenschlich verändert aufgrund einer so einfachen Situation, mit der wir alle vertraut sind. Jede Begegnung mit einem anderen Menschen ist besonders, aber wenn man die eigene häusliche Umgebung für andere öffnet, jemanden einlässt, verändert sich für beide viel. Ich hatte in dieser Zeit sogar die wahnsinnige Idee, nicht mehr normal zu wohnen, sondern permanent irgendwo zu Gast zu sein.

MG: Hast du es mal ausprobiert?

AK: Nein, schlussendlich nicht. Meine Gegenreaktion war dann viel mehr erst recht «zu wohnen». Aber dann in einer WG in Basel, zu sechst in einem grossen Haus – mit Kindern. Und da hatten wir dann wahnsinnig viele Gäste und/oder temporäre Mitbewohner:innen. In dieser Zeit kam mir die Idee, einen Roman über einen ungebetenen Gast zu schreiben. Für mich war damals ganz klar: Es ist der Gast, der sich einem aufdrängt, deswegen *«Die Aufdrängung»*. Nun geht ja die tatsächliche Aufdrängung im Text eher von der Gastgeber:innenschaft aus.

MG: Bei dir ist die Gastgeberin eine einzelne Person, die Ich-Erzählerin.



AK: Ja, aber zu Beginn war es noch ein «Wir», eine Art gesellschaftliches «Wir». Ihr habt da für die Inszenierung etwas im Text wiederentdeckt, was noch aus den Anfängen stammt.

MG: Warum ein «wir»?

AK: Mich interessiert beim Schreiben immer, eine spezifische Sprache für den Inhalt zu finden. Es gibt dieses politische Sprechen, diese Rede, in der oft ein «wir» behauptet wird. Es wird beispielsweise von Politiker:innen gerne benutzt, wenn sie repräsentativ für ein Kollektiv oder eine Mehrheit zu sprechen behaupten. Und dann ist es oft doch nur ihre eigene Meinung. Ich habe also über dieses «wir» auch die ungleichen Machtverhältnisse zwischen Gastgeber:innenschaft und Gast zeigen wollen. Der Ausdruck «man» beschäftigt mich auch sehr. Er ist womöglich in der Schweiz noch ein wenig öfter verbreitet als in Deutschland. Ein Mittel mit dem «man» seiner eigenen Meinung etwas Generalisierendes, Allgemein-gültiges gibt.

MG: Damit muss man nicht so wirklich Verantwortung übernehmen...

AK: Genau, sollte man für seine Aussage belangt werden, könnte man sie von sich weisen, auf dieses gesellschaftliche «man» verweisen. Weiter gedacht interessiert mich daran diese Art von sprachlicher Überhöflichkeit, die schnell in etwas Gewalttätiges kippt. Wir nutzen gerne eine umständliche Sprache, die wiederum unverständlich ist für Menschen, die sie z. B. nicht oder nur schlecht beherrschen. Darum ist für mich klar, dass Nachdenken über Gastlichkeit immer auch politische und gesellschaftliche Fragen mitmeint.

MG: Wie kamst du auf diese Beschreibung vom Gast, dass er/es immer changiert und sich verändert. War das von Anfang an so angelegt?

AK: Diese Gastfigur ist eine Projektionsfläche, ein Sündenbock. Er muss sich wandeln und er muss von der Frau ständig unterschiedlich «behauptet» werden. Ich stelle die Sprache als Machtinstrument dieser Erzählstimme dar. Vor allem in den Momenten, in denen sie beleidigend oder verbal gewalttätig wird. Ihre Beschreibungen werten, meist negativ. Der Gast ist dem ausgeliefert und somit auch wir, die nur das zu lesen kriegen. Die Widersprüchlichkeit war mir hier wichtig. Es gibt kein Korrektiv der Frau.

MG: Es gibt niemanden, der ihr darauf antworten würde.

AK: Ja. Es könnten aber auch alles nur Behauptungen der Gastgeberin sein. Vielleicht ist sie in Wirklichkeit viel freundlicher zu dem Gast. Man ist als Leser:in der Behauptung ihrer Bösartigkeit ausgeliefert.

MG: Der Gast besitzt aber auch eine Form der Macht.

AK: Er kann jederzeit gehen, das ist sein grösster Trumpf, er ist nicht zwingend auf ihre Hilfe angewiesen. Sie wird sich dessen auch schnell bewusst und dann kippt es in eine ganz andere Art von Abhängigkeit – sie braucht ihn.

MG: Ist sie vielleicht nur so böse, weil sie glaubt, dass die Kleinstadt es von ihr verlangt?

AK: Vielleicht. Wahrscheinlich, weil eine Gesellschaft diese Art des ungastlichen Umgangs mit dem Unbekannten vorgibt.

MG: Wie war das für dich, als wir gesagt haben, wir wollen das fürs Theater umsetzen?

AK: Es ist schön, dass die Welten, in denen ich mich in den letzten Jahre bewegt habe, das Theater und die Literatur, zusammenkommen. Ich bin jetzt doch eine Weile mit dem Buch durch den deutschsprachigen Raum getourt, hatte viele Lesungen und war damit vor allem in der Literaturszene präsent. Leider sind die Szenen ziemlich getrennt voneinander.

MG: Was meinst du genau?

AK: Ich habe erlebt, dass man mir im Theater manchmal gesagt hat, das ist doch Prosa, was du da geschrieben hast und als ich in der Bildenden Kunst Performances gemacht habe, wurde das als Theater gewertet, eine Art des Wegweisens oder Aufzeigens der Grenzen. Die Erzählung, die ich als Roman konzipiert habe, kommt nun auf eine Bühne, hier verbindet sich etwas auf eine schöne Weise.

MG: Du hast nicht selbst die Fassung für die Bühne gemacht, obwohl du auch eine Dramatikerin bist, warum?

AK: Mir war schnell klar, dass ich nicht selbst die Fassung hätte machen können, weil ich die Erzählung schon für ein anderes Medium gedacht habe. Ich denke, ich wäre keineswegs die beste Person gewesen, das für die Bühne zu «übersetzen». Sehr spannend, dass es nun drei Frauen auf der Bühne sind, und die reale Präsenz des Gastes – die Anwesenheit von Körpern allgemein – macht ganz neue Möglichkeiten auf, diese Geschichte zu erzählen.

MG: Wir sind ja sehr nah an deinem Text, im Grunde haben wir uns auf die dramatischen Elemente konzentriert,

die Begegnung zwischen der Frau und dem Gast und die Geschichte für die Bühne durch Kürzungen verdichtet.

AK: Ja, es gibt Teile meines Romans, die man gut auf der Bühne sprechen kann. Da drückt wahrscheinlich durch, dass ich auch für die Bühne schreibe.

MG: Die haben wir ausgewählt und sie dialogischer gedacht. Wir sind schnell auf die drei Frauen gekommen, die gemeinsam die Begegnung mit dem Fremden verhandeln können, wie eine Wohngemeinschaft oder drei Schwestern, die intim und sehr direkt über ihre Probleme sprechen können.

AK: Ich fand es spannend eure Fassung zu lesen, weil sie neue Verbindungen baut, aus meiner Erzählung wieder etwas Neues macht, sie damit auch erweitert. Ich war erstaunt, wie gut man auf einzelne Sachen fokussieren kann und trotzdem den Kern des Ganzen nicht verliert.

MG: Du bist diese Spielzeit nun auch Hausautorin am Theater Basel, was erhoffst du dir davon?

AK: Erstmal ist das für eine Autorin eine luxuriöse Position. Man ist auch «zu Gast» am Theater. Ich finde es spannend, einen Einblick ins Haus zu kriegen, ich hatte und habe oft mit Theatern zu tun, war aber z. B. noch nie fest angestellt an einem Haus. Ich mag die Nähe zum Probenbetrieb, schreibe gerne noch was um, freue mich auf die Begegnungen mit der Compagnie.

MG: Worum wird es in dem Stück gehen, was du für unsere nächste Spielzeit schreibst?

AK: Es geht um eine neurologische Krankheit und ein Hundespital.





Raphael Clamer, Elmira Bahrami,  
Vera Flück, Carina Braunschmidt

20

## Meine weisse Stadt und ich

Ausschnitt aus dem <Bernbuch> von Vincent O. Carter

«Wieso geben mir die Leute kein Zimmer?»  
«Weil du anders bist», lautete die Übersetzung ihrer Antwort auf Berndeutsch, Deutsch und Französisch mit einem gelegentlich eingeworfenen einsilbigen Wort auf Englisch.  
«Das sind Rassenvorurteile!», wandte ich ein.  
«Das sind was?»  
«Es liegt daran, dass sie keine Schwarzen mögen.»  
«Nein, das stimmt nicht. Es ist bloss, dass sie noch nie mit einem schwarzen Mann zu tun hatten. Sie glauben, Afrikaner seien...»  
«Amerikaner!»  
«...gefährlich. Die Mädchen haben einfach Angst. Viele fühlen sich von dir angezogen, sie würden wahrscheinlich gern mit dir zusammen sein – wenn sie mutig genug wären...»  
«Ich will doch nicht mit ihnen schlafen, ich will nur ein Zimmer!»  
«Das ist noch schlimmer. Mit ihnen zu schlafen, wäre einfacher. Wenn sie dir ein Zimmer vermieten, müssen sie darauf achten, was die Nachbarn denken. Wenn sie mit dir schlafen würden, könnten sie dich nach Anbruch der Dunkelheit durch die Hintertür rauslassen. Sie haben vor allem und jedem Angst, was sie nicht kennen. Hättest du zwei Köpfe, wäre es genauso.»  
«Davor hätte ich auch Angst. Ich bin doch kein Monster!», beharrte ich ein bisschen zu hitzig, denn ich hatte gemerkt, wie sie etwas zurückgewichen war, als ich, ohne es zu merken, die Stimme erhoben hatte. Ihre Finger zitterten, und sie biss sich nervös auf die Lippen.  
«Du – du weisst, was ich meine...», entschuldigte sie sich.

Meine weisse Stadt und ich

21

«Ich glaube schon. Du meinst, dass ich wie ein Mensch mit zwei Köpfen bin.»

«Ja! – Nein!», stammelte sie jetzt und stolperte dabei von Englisch ins Französische. «Angenommen – angenommen du wärst ein Eskimo oder ein Indianer...»

«Dann würde ich meine Robbe oder meinen Büffel draussen lassen – aber ich bräuchte trotzdem ein Zimmer!»

«Jetzt mal im Ernst!», sagte sie in perfektem Englisch, und ich fragte mich, wem gegenüber sie wohl Gelegenheit gehabt hatte, ihn so zurechtzuweisen.

«Ich meine es ernst!», gab ich aufgebracht zurück und regte mich noch mehr auf, weil sie nicht einsehen wollte oder konnte – niemand einsehen wollte –, wie ernst es mir war. Sie wusste nicht, an wie vielen Türen ich geläutet, wie viele dumme Fragen ich beantwortet hatte. Und es gab noch etwas, für das ich dieses Kapitel kurz unterbreche, um in einem Exkurs darauf einzugehen, weil es so wichtig ist, wenn man die Gefühlslage verstehen will, in der ich mich in diesem Augenblick befand:

ALLE, Männer, Frauen, Kinder,  
Hunde, Katzen und andere Tiere,  
egal ob Wild- oder Haustiere,  
starren mich an – die GANZE Zeit!

Kurze darauf löste sich unser Treffen auf. Ich entschuldigte mich und erklärte, ich müsste jetzt los, um mir ein Zimmer anzusehen. Ich bedankte mich für die Informationen, die sie mir gegeben hatten und erklärte, dass ich versuchen wollte, sie in Zukunft zu meinem Vorteil zu nutzen.

Viele Zimmer, die ich in Betracht zog, hätte ich mieten können, musste sie aber ablehnen, weil sie entweder zu teuer waren oder weil sich die Hausordnung für einen Mann wie mich als ungeeignet erwies. Ich war Junggeselle und Schriftsteller mit einem Lebenswandel, den die Damen, die die Zimmer

vermieteten, im Gegensatz zu mir überaus ungewöhnlich fanden! Zum Beispiel schlief ich gern zu unmöglichen Tag- und Nachtzeiten, liebte heisse Bäder und sang dabei aus vollem Hals Songs, die mir gerade einfielen, manchmal stundenlang. Je mehr Berner Häuser ich auf der Suche nach einem Zimmer besuchte, umso mehr Mitleid empfand ich für diese unglücklichen Menschen, die mich ablehnen mussten, und ich lernte das Bedürfnis zu schätzen, das sie offensichtlich zwang, diese voreilige Massnahme zu treffen. Denn wem konnte es schon gefallen, dass seine Privatsphäre von Eindringlingen gestört wurde, wenn es sich vermeiden liess? Ich erkannte die entwürdigende Ironie darin, dass ich einerseits ihre, aber auch meine eigenen Bedürfnisse hätte stillen können, dem jedoch andererseits meine schiere Existenz im Weg stand.

Ich behandelte die Damen nun deutlich ehrerbietiger und respektvoller, weil ich sie ungewollt mit schrecklichen Ängsten und Zweifeln konfrontierte, die weitreichende moralische Konsequenzen für ihr Leben hatte. Bald wurde mir bewusst, dass ich nicht nur der N\*\*\* war, sondern das Symbol einer gefährlichen Störung aus der riesigen, unberechenbaren Welt da draussen, die über sie hereinbrach.

Ich nahm eine «seriöse» Haltung an, versuchte, mich so klein und unbedeutend zu machen wie nur möglich und setzte jedes Mal mein liebenswürdigstes Lächeln und alle mir zur Verfügung stehenden Mittel ein, um den Eindruck absoluter Harmlosigkeit zu erwecken. Inzwischen gab ich an, Student zu sein und nebenbei zu schreiben. Ich bemühte mich, den dekadenten Ausdruck aus meinem Gesicht zu verbannen, in dem ich die Frauen so pietätvoll ansah, als wären sie Nonnen, und statt unverblümt ihrer hervorstechenden Tugenden zu loben, starrte ich lieber diskret auf den Saum des Vorhangs oder den Teppichrand.

Gleichzeitig frischte ich meine theoretische Arbeit ein wenig auf und machte folgende allgemeine Beobachtungen bezüglich meiner ersten interkulturellen Erfahrungen.

Sie zeichnen sich durch das gelegentliche Aufeinanderprallen widersprüchlicher Voreingenommenheit aus: dem, was man «hier» macht, verglichen mit dem, was «zu Hause» üblich ist. Man vergleicht das Vertraute mit dem Fremden, was gewöhnlich zu einer fast universellen Verurteilung von Letzterem zugunsten von Ersterem führt. Selbst für Menschen, die ihr Zuhause nie verlassen, ist die Vergangenheit von einer – sagen wir – magischen rosaroten Aura umgeben, während die Gegenwart als mühselige Erfahrung toleriert wird, die man im unheilvollen Schatten einer zweifelhaften Zukunft ertragen muss. Diese kleine Unterscheidung zwischen der Art, wie wir es machen, im Gegensatz zu unseren Nachbarn, kann uns diese ebenso unverständlich erscheinen lassen wie einen Fremden, der tausend oder zehntausend Meilen weit weg zu Hause ist.

Mir fiel auch auf, dass die Anpassung an eine neue Umgebung von der eigenen Charakterstärke abhängt und von dem Grad an Widerstand, den die neue Umgebung diesem Charakter entgegenstellt. Eine Stadt beim ersten Versuch einzunehmen, ist schwierig, wenn nicht gänzlich unmöglich; jedenfalls braucht man dazu mehr als einen Tag. Wie lange genau, hängt davon ab, wie lange es dauert, bis man Erfolg hat, was in den meisten Gesellschaften der modernen Welt gewöhnlich bedeutet, Geld zu verdienen, für sich selbst zu sorgen und sich so zu verhalten, wie es im Allgemeinen von den Nachbarn erwartet wird.

So erleben wir in der «Odyssee», wie der umherstreifende Odysseus immer wieder an fremde Küsten gespült wird, wie seine Gastgeber ihm Nahrung und Kleidung für seinen erschöpften Körper geben und ihn bitten, seine Geschichte zu erzählen, aus welchem Land er kommt, wer sein König ist, welche Taten er vollbracht hat und mit welcher Einstellung. Schliesslich wird er eingeladen, an den sportlichen Veranstaltungen des Landes teilzunehmen, die dazu dienen, einen Mann zu beurteilen. Man lässt ihn gegen die blühende Jugend der Nation antreten, um herauszufinden, ob sein

sprichwörtlicher Heldenmut durch seine tatsächlichen Leistungen bestätigt wird. Wenn der Fremde gewinnt, dann ist er wirklich ein Held und wird dementsprechend gefeiert. Und solange er tapfer ist, wird er als authentisches Mitglied der Gesellschaft akzeptiert, selbst wenn er unterliegt. Tja, und als Folge dieser hart erkämpften Weisheit ergatterte ich ein Zimmer in der Thunstrasse.

Vincent O. Carter, 1924 in Kansas City in den USA geboren, war ein schwarzer US-amerikanischer Schriftsteller. Er lebte von den 1950er Jahren bis zu seinem Tod, 1983, in Bern. Carter schrieb u. a. über seine Erfahrungen als schwarzer Amerikaner in der Schweiz. Sein kritisch-ironisches Porträt der Stadt und ihrer Einwohner:innen stellte er 1957 fertig. Das Buch wurde jedoch erst 1973 unter dem Titel «The Bern Book: A Record of a Voyage of the Mind» in den USA publiziert. 2021 erschien beim Limmatt Verlag endlich die deutsche Übersetzung.



# Freunde, Feinde und Fremde

## Aus <Moderne und Ambivalenz> von Zygmunt Bauman

«Aber das Eigene muss so gut gelernt sein wie das Fremde.»  
Friedrich Hölderlin

Die Freund/Feind-Opposition trennt Wahres von Falschem, Gutes von Bösem, Schönes von Hässlichem. Sie differenziert auch zwischen eigentlich und uneigentlich, richtig und falsch, geschmackvoll und ungehörig. Sie macht die Welt lesbar.

Gegen diesen behaglichen Antagonismus, dieses von Konflikten zerrissene Zusammenspiel von Freunden und Feinden rebelliert der Fremde. Die Bedrohung, die er mit sich bringt, ist erschreckender als die, die man vom Feinde fürchten muss. Er stellt die Opposition zwischen Freunden und Feinden in Frage. Da sie die Grundlage ist, auf der alles gesellschaftliche Leben und alle Unterschiede, die es zusammenflicken und zusammenhalten beruhen, untergräbt der Fremde das gesellschaftliche Leben selbst. Und all dies, weil der Fremde weder Freund noch Feind ist; und weil er beides sein kann. Der Fremde ist ein Mitglied der Familie der Unentscheidbaren. Oppositionen ermöglichen Wissen und Handeln; Unentscheidbare lähmen sie. Unentscheidbare exponieren brutal das Künstliche, die Fragilität, das Heuchlerische der lebenswichtigsten unter den Trennungen. Sie bringen das Aussen nach Innen und vergiften das Tröstende der Ordnung durch den Argwohn gegen das Chaos. Dies ist genau das, was die Fremden tun.

Einige Fremde sind freilich nicht die bis-jetzt-Unentscheidbaren; sie sind im Prinzip Unentscheidbare. Sie sind die Vor-

ahnung jenes <dritten Elementes>, das nicht sein sollte. Sie sind die wahren Hybriden, die Monster – nicht einfach unklassifiziert, sondern unklassifizierbar. Sie stellen Oppositionen überhaupt in Frage, das Prinzip der Opposition selbst, die Möglichkeit der Trennung, die es fordert. Sie demaskieren die brüchige Künstlichkeit der Trennung. Sie zerstören die Welt. Sie verwandeln das zeitweilige Unbehagen des «nicht mehr Weiterwissens» in eine endgültige Paralyse. Sie müssen tabuisiert, entwaffnet, unterdrückt, physisch oder geistig exiliert werden – oder die Welt könnte zugrundegehen.

Zygmunt Bauman war ein polnisch-britischer Soziologe und Philosoph. Er musste zweimal in seinem Leben auswandern bzw. flüchten. Zuerst 1939 in die Sowjetunion, 1968 nach Israel. Bauman hat tiefgreifende Erfahrungen mit Krieg, Totalitarismus und Demokratie durchlebt. Überwachung, Herrschaft, Ausgrenzung und Anpassung sind immer wiederkehrende Themenmotive in seinen Werken.





Go Digital.



## Was ist Digitalisierung?

- Aufdrängung
- Notwendigkeit



**NETNODE**

Go Digital.

NETNODE AG, [www.netnode.ch](http://www.netnode.ch)



Sinfonieorchester  
Basel



# SIEGFRIED

Richard Wagner  
*Siegfried*, WWV 86 C, 3. Akt

**23. MÄRZ 2023**  
**19.30 UHR**  
**STADTCASINO**  
**BASEL**

Sinfonieorchester Basel  
Rachel Nicholls, Sopran (Brünnhilde)  
Simon O'Neill, Tenor (Siegfried)  
Wiebke Lehmkuhl, Alt (Erda)  
Derek Welton, Bassbariton  
(Der Wanderer)  
Sir Mark Elder, Leitung  
[www.sinfonieorchesterbasel.ch](http://www.sinfonieorchesterbasel.ch)

# THEATER BASEL

## DAS NARRENSCHIFF



Ein zielloses Singspiel  
nach Sebastian Brant

Inszenierung:  
Marthe Meinhold,  
Marius Schötz

Mit:  
Barbara Colceriu  
Annika Meier  
Andrea Bettini  
Julian Anatol Schneider  
Musikerin: Jia Lim

Vorstellungen:  
1./6./9./19./25.2.2023,  
12.3.2022, 21.4.2023

[theater-basel.ch/](http://theater-basel.ch/)  
[dasnarrenschiff](http://dasnarrenschiff)

### Impressum

Herausgeber  
Theater Basel  
Postfach  
CH-4010 Basel

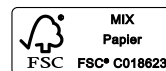
Spielzeit 22/23

Intendant: Benedikt von Peter  
Schauspieldirektion:  
Anja Dirks, Antú Romero Nunes,  
Jörg Pohl, Inga Schonlau

Textnachweise:  
Carter, Vincent O.: Meine weisse Stadt und ich,  
das Bernbuch, Zürich, 2021  
Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz,  
Hamburg, 1992  
Die Texte sind gekürzt.  
Alle anderen Texte sind Originalbeiträge  
für dieses Heft.  
Photos: Ingo Hoehn  
Graphik: Claudiabasel

Druck: Gremper AG  
Gedruckt in der Schweiz.

Diese Drucksache ist nachhaltig  
und klimaneutral produziert  
nach den Richtlinien von FSC  
und Climate-Partner.



© 2023 Theater Basel

Die bz – Zeitung für  
die Region Basel  
ist Medienpartnerin  
des Theater Basel.

**THEATER-BASEL.CH**